

Hans-Joachim Lang:

Lilli Zapf – die große Tübinger Unbekannte

Tübingen, 27. Januar 2007

Große Tübinger sind meist Männer. Sie haben natürlich auch Recht, wenn Sie jetzt an die Walter Tigers von der Basketball-Bundesliga denken. Aber hier soll nicht von Körpergröße die Rede sein. Weil in der Vergangenheit Männer bessere Bildungschancen hatten, hatten Sie auch bessere Chancen, in die Riege der großen Tübinger aufgenommen zu werden. Sagen wir mal Walter Jens, Carlo Schmid, Ernst Bloch, Lothar Meyer, Ludwig Uhland, Friedrich Hölderlin, Wilhelm Schickard. Und viele, viele mehr. Unter den Frauen ist die Auswahl kleiner. Ein paar Beispiele: Christiane Nüsslein-Volhard, Anna Bosch, Gertrud Bäumer, Otilie Wildermuth, Mathilde Weber.

Und Lilli Zapf.

Lilli Zapf?

Viele Tübingerinnen und Tübinger wissen inzwischen, dass es ein Buch über die Tübinger Juden gibt, das von Lilli Zapf verfasst wurde, und dass es im Französischen Viertel eine Straße gibt, die nach Lilli Zapf benannt wurde. Aber Lilli Zapf ist für die meisten Tübinger in der Tat die große Tübinger Unbekannte, wie sie mein Vortrag im Titel führt.

Wer über Lilli Zapf zu forschen beginnt, wird als erstes feststellen müssen, dass es Lilli Zapf überhaupt nicht gab. --- Jedenfalls nicht amtlichen Dokumenten. Die Buchautorin wurde nämlich auf den Namen Mathilde Anne Zapf getauft. Geboren wurde am 5. Januar 1896 in Nördlingen.

Mathilde Anne Zapf ist das älteste von fünf Kindern eines Reichsbahnbeamten. Sie lernt nach ihrer Schulzeit Kindergärtnerin und übte diesen Beruf vermutlich im evangelischen Kindergarten von Nördlingen aus. Über ihre Jugend ist nichts bekannt, auch nicht, warum sie Ende der 1920er oder Anfang der 1930er Jahre nach Berlin zieht und dort als Sekretärin arbeitet. Spätestens 1932 eröffnet sie in Berlin-Mitte, nicht weit vom Alexanderplatz entfernt, ein Schreibbüro und nennt sich Tilly Zapf. Mit ihrer Schreibmaschine erledigt sie nun Auftragsarbeiten unterschiedlicher Art. Bevorzugt tippt sie wissenschaftliche Texte, darunter auch Examensarbeiten von Studenten. Zu den Kunden der evangelischen Sekretärin gehören auch viele jüdische Studenten, was vor allem nach 1933 manchen Leuten nicht passt. Politisch fühlt sie sich in Deutschland bereits vor der Machtübernahme der Nazis nicht mehr zu Hause. Denn sie hat Hitler, als er noch nicht Reichskanzler war, einmal im Berliner Sportpalast agitieren hören. Dies war zugleich das erste und letzte Mal, wie sie einem Freund schrieb. Damals habe sie gleich gesagt, dass sie in diesem Land nicht mehr leben könne. Weil sie auch für Juden arbeitete, wurde sie denunziert. Zweimal kam

die Gestapo und durchsuchte ihre Wohnung. Daraufhin entschloss sie sich, in die Niederlande zu emigrieren, wo sie dann 14 Jahre verbrachte.

Warum sie ausgerechnet in die Niederlande ging und nicht anderswo hin, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich hängt es mit Hendrik van Dam zusammen, in dessen Rechtsanwaltsbüro in Den Haag Lilli Zapf bis 1940 arbeitete.

Hendrik van Dam - muss ich an dieser Stelle einflechten - war nach dem Krieg der erste Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland. Er bekleidete dieses Amt von 1950 bis zu seinem Tod im Jahr 1973. Geboren ist van Dam 1906 in Berlin. Er studierte Jura in Heidelberg, München und Berlin von 1930 bis 1933, emigrierte 1933 in die Schweiz, promovierte in Basel und zog von dort nach Den Haag. Vielleicht kannte ihn Lilli Zapf bereits aus seiner Berliner Zeit, vielleicht wurde ihr durch Bekannte seine Adresse empfohlen. Auf jeden Fall war die Beziehung zwischen Hendrik van Dam und Lilli Zapf enger als die zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmerin. Wie eng diese Freundschaft war, lässt sich ohne zusätzliche Informationen nicht sagen. Aber sie war persönlich genug, dass sie bei van Dams Mutter lebte, als er 1940 bei der Besetzung der Niederlande durch die Deutschen nach England flüchtete und sich dort der niederländischen Exilarmee anschloss. „Seine Mutter und ich blieben zurück. Es waren sehr schwere Zeiten, besonders für mich“, schrieb sie nach dem Krieg einem Freund. Und weiter: „Erst im Frühjahr 1945 wurde ich von den Nazibehörden entdeckt, aber sie hatten andere Sorgen, da endlich für Holland die Befreiung winkte, und so geschah mir nichts.“ In einem anderen Brief schrieb sie: „Ich selbst als Nichtjüdin musste auch schon 1935 emigrieren und habe dieses bittere Los in Holland durchleben müssen; trotz der vielen freundschaftlichen Beziehungen zu holländischen Menschen war es materiell und psychisch eine kaum zu ertragende Epoche. Freilich, im Vergleich zu einer Deportation, dem Leben vor dieser und vor allem nach ihr in den Konzentrationslagern, war die Emigration beinahe ein Paradies.“

Hendrik van Dam betätigte sich nach dem Krieg im Auftrag der Briten bei der Reorganisation des Gerichtswesens in der britischen Besatzungszone und ließ sich 1950 endgültig in Düsseldorf nieder. Lilli Zapf blieb bis 1949 in den Niederlanden. Danach zog sie zu Friedrich Zapf, ihrem Bruder, der in der Gemeinde Floss in der Oberpfalz als evangelischer Pfarrer wirkte. Möglicherweise hatte Friedrich Zapf, der an der Tübinger Universität studiert hatte, Kontakte nach Tübingen. Jedenfalls ist kein anderer Grund bekannt, weshalb sie im Juli 1953 nach Tübingen kam und hier zunächst im Paul-Lechler-Krankenhaus, dann noch bis 1958 an der Universitäts-Nervenklinik als Sekretärin arbeitete. Im Oktober 1955 bezog sie im Gertrud Bäumer-Haus in der Memminger Straße eine bescheidene kleine Wohnung. Kontakt hatten van Dam und Lilli Zapf weiterhin an den jeweiligen Geburtstagen, an denen kleine Aufmerksamkeiten ausgetauscht wurden. Die Post nach Tübingen war stets an L i e Zapf adressiert.

Vom Kriegsende an gerechnet rund 20 Jahre lang war das Schicksal der Tübinger Juden in der Tübinger Öffentlichkeit völlig unbeachtet geblieben. Wenn Gedenken angesagt war, dann nur sehr allgemein. Nie war von konkreten Personen die Rede, immer wurde nur ganz allgemein an die Opfer der Gewaltherrschaft erinnert. Gedenken ist ziemlich schmerzfrei, wenn man keine bestimmten Personen vor Augen hat. Tübingen war, um es hart zu sagen, auch in seinem kollektiven Gedächtnis judenfrei geblieben. Zumindest dem äußeren Anschein nach.

Die große Ausnahmeerscheinung in den frühen Jahren des öffentlichen Beschweigens war Lilli Zapf, die mit einer ungeheuren Energie die selbst gestellte Aufgabe stemmte, Kontakte zu den noch lebenden jüdischen Emigranten zu knüpfen und deren Lebenswege ebenso wie die der ermordeten Angehörigen zu dokumentieren. Da sie regelmäßig die „Allgemeine Wochenzeitung der Juden“ las, hatte sie erfahren, dass es im Gegensatz zu Tübingen in anderen Orten Initiativen gab, der Erinnerungen auch Namen zu geben und die Geschichte der Juden in ihren Gemeinden aufzuarbeiten.

Offiziell begann sie mit ihrer Arbeit im Jahr 1961. Dabei bedeutet „offiziell“ nicht, dass sie in irgendeinem Auftrag recherchierte, sondern nur, dass sie von da an auch mit Ämtern in Verbindung trat. Sie handelte „ganz und gar aus eigener Initiative“. Städtische Ämter erfuhren davon nur deshalb, weil sie sich nach Material erkundigte, insbesondere nach Adressen. Allerdings waren der Stadt die aktuellen Adressen weniger Emigranten bekannt, die große Mehrheit erfuhr sie im Schneeballsystem. Kontakt mit Oberbürgermeister Gmelin hatte sie, zumindest in den ersten Jahren ihrer Recherchen, nicht gesucht. Warum sie den Tübinger Oberbürgermeister nicht um Unterstützung bitten wollte, hatte sie einem langjährigen Korrespondenzpartner – dem aus Tübingen in die Schweiz emigrierten Bankier Georg Weil – in einem ihrer ersten Briefe mitgeteilt: „An den hiesigen Oberbürgermeister dagegen habe ich mich nicht gewandt. Ich will auch nicht, dass er sich irgendwie mit meiner Arbeit befasst. Wie Sie vielleicht wissen, war er Adjutant von Ludin an der deutschen Botschaft in Pressburg/Tschechoslowakei. Es ist überhaupt unbegreiflich, wie dieser Mann als OB in Tübingen gewählt werden konnte. Es war damals unter den Andersdenkenden eine große Betrübnis und Aufregung, das möchte ich Ihnen ausdrücklich schreiben. Und nun wurde er vor 1 - 2 Jahren sogar zum zweitenmal gewählt. Man sagt ihm Umsicht und große Tüchtigkeit nach, auch, dass er sich in politischer Hinsicht „bekehrt“ hätte. Trotzdem haben die Tübinger mit seiner Wahl unverantwortlich gehandelt. Natürlich wurde bis jetzt auch nichts unternommen zur Erinnerung an die Zerstörung und Niederbrennung der Synagoge in der Gartenstrasse. (...) Sobald ich mit der Dokumentation fertig bin, will ich diese Sache in Angriff nehmen.“

Am Anfang von Lilli Zapfs Recherchen stand nur der Wille. Was damit auf sie zukam, konnte sie sich sicherlich noch nicht ausmalen. Auch für uns, die wir von Internet und Email verwöhnt sind, fällt es schwer, sich das vorzustellen. Denn eine in alle Welt führende Korrespondenz war nicht nur sehr zeitaufwändig, sondern auch ziemlich teuer. Man muss wissen, dass sie sich von ihrer kleinen Rente nicht einmal eine Schreibmaschine leisten können. Als ihr Hanna Bernheim – also eine Tübinger

Emigrantin, mit der sie sich über ihre Korrespondenz anfreundete – einmal ungebeten 50 Mark in den Briefumschlag legte, gestand Lilli Zapf hinterher, dass sie dafür im Schreibwarengeschäft Schimpf für je 15 Mark drei Monate lang eine Schreibmaschine ausgeliehen und den Rest an eine jüdische Jugendorganisation gespendet habe. Hanna Bernheim verhalf ihr dann mit einer weiteren Spende, dass sie sich diese Schreibmaschine kaufen konnte.

Dass Lilli Zapf eine pensionierte Sekretärin war und keine Wissenschaftlerin, konnten manche Korrespondenzpartner gar nicht glauben, bei denen sie anfragte. Ein aus Würzburg nach Israel emigrierter Rabbiner, der in Jerusalem in einem staatlichen Archiv arbeitete, hatte sie in einem Brief als Frau Dr. Zapf angeredet, worauf sie postwendend richtigstellte: „Ich habe nicht den Dokortitel und bin eine ganz einfache und unverheiratete Frau, also Fräulein L. Zapf.“

Aus Lilli Zapfs Leben weiß man nur, was sie in ihrer Korrespondenz gelegentlich nebenbei erwähnte. Was aus ihren vielen hundert Briefen erhalten geblieben ist, wird vom Universitätsarchiv und vom Stadtarchiv verwahrt. Gelegentlich schrieb sie ihren Korrespondenzpartnern von der mühseligen Kleinarbeit, um ihnen begreiflich zu machen, warum sie nicht immer postwendend antworten konnte. Denn die Emigranten, die über Jahrzehnte wenig bis gar nichts aus ihrer alten Heimat gehört hatten, waren gerührt von dem Anliegen der einfühlsamen Dame, die ihren Briefen oft auch Tübinger Ansichtskarten beifügte und sich mit zahlreichen Fragen für die einzelnen Schicksale interessierte. Und sie wollten alle weiterhin mit ihr in Verbindung bleiben, manche besuchten sie sogar. Zeitweise kam die kränkelnde Rentnerin, die wegen rheumatischer Beschwerden oft nur unter Schmerzen tippen konnte, mit der Post nicht nach. So schrieb sie einmal an die Familie Löwenstein: „Schreiben darf ich gar nicht, aber ich tue es trotzdem, sonst geht die Arbeit ja überhaupt nicht mehr voran. Beim Maschineschreiben habe ich keine Schmerzen, aber sie kommen darnach, und zwar im ganzen Arm. Wenn ich aber täglich 1 – 2 Stunden schreibe, dann komme ich wenigstens etwas voran. Denn die Korrespondenz wird immer umfassender.“

Ende 1966, also fast sechs Jahre nach Beginn ihrer Recherchen, schrieb sie an Hanna Bernheim: „(...) Ich bin wirklich sehr abgespannt und meine Gesundheit lässt sehr zu wünschen übrig. Und zwar nicht nur die Augen, sondern auch die Leistungsfähigkeit des ganzen Körpers. Ich habe wochenlang nichts tun können an der Dokumentation. Erst heute fange ich wieder ein wenig damit an. (...) Dabei liegt ein riesiger Stoß von unerledigter Post da, was mich auch krank macht. (...). Natürlich ist die Dokumentation noch nicht fertig. Sie ahnen ja nicht, was für eine Riesenarbeit das ist. Es geht nicht nur um die Einzelschicksale, die zwar auch sehr viel Arbeit heischen, sondern ich bringe doch in fast jedem Kapitel die ganze Geschichte. (...). Und dazu muß ich viele Geschichtsbücher durchstudieren und jeweils das Wichtigste daraus entnehmen. Alles muß authentisch sein und chronologisch geordnet. Hunderte von An- und Rückfragen erfordert die Arbeit und oft muß ich länger als ein halbes Jahr auf Antwort warten. Das alles ist nicht so einfach, wie man sich das so ausdenkt und ich habe keine Hilfe und muß jeden Buchstaben selber schreiben und jeden Gedanken selber ausdenken. Aber ich mache

die Arbeit trotzdem sehr gerne und möchte alle Emigranten, die die Schreckenszeit überlebten, durch das Buch wirklich erfreuen.(...)“

Ihre Arbeit wirkt sich umfassend auf ihr Privatleben aus. Die Kontakte im Gertrud-Bäumer-Haus beschränkt sie auf ein Minimum. „Ich bin – ehrlich gesagt – am liebsten allein“ - schreibt sie einmal - „dann kann ich in freien Stunden nach Herzenslust lesen und studieren und brauche auf niemanden Rücksicht zu nehmen. Als Junggesellin wird man nolens volens etwas egoistisch, wenigstens in dieser Hinsicht. (...) Ich habe sehr viele Bekannte in Tübingen und werde oft gebeten, doch auch einmal zu ihnen zu kommen. Aber solange ich an der Dokumentation arbeite, schiebe ich alle Besuche beiseite. Es geht einfach nicht aus Zeitmangel, sonst komme ich nicht vor 2 Uhr nachts zu Bett, und der Schlaf ist so ungemein wichtig. (...)“

Um Ihnen noch etwas von Lilli Zapfs Wesen nahe zu bringen, möchte ich aus einem ihrer Briefe schildern, wie sie Weihnachten feierte: „Weihnachten feiere ich nicht mit Bewohnerinnen des Gertrud-Bäumerhauses. Das habe ich noch nie getan. Ich bin da immer allein (außer ich bin bei meinen Geschwistern), und allein ist es auch am allerschönsten. Ich gehe am Abend zum Gottesdienst in die Christmette zur Stiftskirche, die an diesem Abend mit zwei riesigen Christbäumen wundervoll aussieht (...) Danach gehe ich langsam nachhause und höre noch bis an die Steinlach die Trompeten, die die Weihnachtslieder über die ganze Stadt blasen. Dann decke ich mir einen kleinen Tisch und lege die diversen Geschenke drauf (...), zünde ein paar Kerzen an (...), singe Weihnachtslieder, vor allem die holländischen, die viel schöner sind als die deutschen, esse eine Kleinigkeit und gehe dann meistens noch ein bis zwei Stunden auf die Straßen, um mir von außen die brennenden Christbäume anzusehen und an alle meine Lieben, auch an Sie, zu denken und für sie zu beten. Das ist meine Weihnachtsfeier. (...) Gefällt sie Ihnen? Traurig bin ich nur deshalb ein wenig, weil ich nicht mehr bei meinen geliebten Eltern sein kann an diesem Abend, wo es immer wunderschön war an diesem Abend. Aber auch diese Wehmut geht wieder vorüber. Einmal feiern wir alle „droben“ Weihnacht oder Chanukkah zusammen, da gibt es dann keinen Unterschied mehr zwischen Konfession, Rasse, Nation, reich und arm, klein und groß. Ich freue mich darauf.“ Manchmal träumte sie davon, Deutschland ein zweites Mal zu verlassen. An Georg Weil schrieb sie in die Schweiz: „Man müsste in Israel leben können. Meinen Sie nicht auch? Wenn es nur irgendwie möglich sein kann, packe ich meine Habseligkeiten und wandere dorthin aus. Lachen Sie nicht, es ist mein ernstester Ernst. Es muß ein wunderbares Land sein, und hoffentlich nehmen mich die Israelis auch auf, was gar nicht selbstverständlich ist für eine Angehörige des Verbrecherlandes. (...)“

In unendlicher Mühe und Kleinarbeit, unter Entbehrungen und immer wieder durch Krankheiten beeinträchtigt hat Lilli Zapf die Quellen und Lebenszeugnisse der Tübinger Juden über viele Jahre hinweg zusammengetragen. Immer wieder hatte sich die Drucklegung ihres Buchs verzögert. 1974 sollte es endlich so weit sein. Sie hatte Prof. Otto Michel von der Universität gebeten, den Leiter des Institutum Judaicum, ein Vorwort zu schreiben. Dann kam eine schwere Gewissensentscheidung, die sie an Cuno Lehmann mitteilte, dem letzten Tübinger Vorsänger, der mittlerweile ein bekannter Rabbiner geworden war. „Ich selbst habe

Prof. Michel gebeten, ein Wort zum Geleit zu schreiben“, teilt sie Lehmann mit, „aber nun habe ich später erfahren, dass er jahrelang SA-Mann war. Seine Frau hat es mir bestätigt. Es ist also Tatsache. Er hat es mir nicht selbst gesagt, weiß auch nicht, dass ich es weiß. Ich bin in einer großen Gewissensnot. Prof. Michel ist mir sehr sympathisch und ich schätze ihn hoch. Natürlich hat er diesen Schritt schon längst bereut, hat gewissermaßen als Sühne 1950 das hiesige Institutum Judaicum gegründet und ist ein großer Freund Israels geworden. Ich persönlich verurteile ihn bestimmt nicht wegen seiner damaligen Einstellung. Würde mein Buch nicht diesen schrecklichen Inhalt haben und eine andere Materie, wäre mir ein Vorwort von ihm hochwillkommen. Aber in diesem Fall muß die Grenze scharf gesetzt werden. Seine Zugehörigkeit zur SA ist hier bei den älteren Bewohnern bekannt. Und sie würden höchst erstaunt sein, in dem Buch ein Geleitwort eines früheren SA-Mannes zu finden, auch wenn er heute sehr angesehen unter der Bevölkerung Tübingens und weit über die Grenzen hinaus bekannt ist. Ich habe mich mit meinen besten Bekannten hier darüber auseinandergesetzt. Die Ansichten sind geteilt. Ich selbst bin aber ganz und gar dagegen. Teilen Sie mir bitte umgehend Ihre Meinung mit. Nächste Woche wird mit dem Druck der Arbeit begonnen. (...)“

Lehmann antwortete schnell und bestimmt: Selbst wenn man die SA-Mitgliedschaft als Jugendsünde abtue, sie belaste das Buch. Auch gefiel ihm Michels Vorwort nicht uneingeschränkt. Nämlich: „Seine Bemerkung: Wir haben alle einen schweren Abschnitt der Geschichte hinter uns, klingt so als wäre der Nazi-Albdruck ein unvermeidliches Schicksal gewesen und nicht durch menschliches Zutun entstanden. Das alles ist zu bedenken.“

Nebenbei war Michel nicht nur 1939 der SA beigetreten, sondern bereits am 1. Mai 1933 der NSDAP. In seiner als Buch veröffentlichten Autobiographie sucht man diesen Hinweis freilich vergebens. Michel war es auch, der Lilli Zapf schon im Zuge ihrer anfänglichen Recherchen verpflichtete, „bei Ihrer Arbeit die Probleme der Universität völlig herauszulassen“. Es werde diese Ansicht von einem Freundeskreis vertreten, dem er auch selber angehöre. Michel: „Mir liegt sehr daran, Ihnen dies Anliegen sofort weiterzugeben, damit keine Missverständnisse entstehen.“

Das Buch erschien dann – wie erwähnt – 1974 im Tübinger Katzmann-Verlag. Zwei weitere Auflagen folgten, die dritte und letzte 1981, in jenem Jahr also, in dem die Stadt Tübingen erstmals die noch lebenden einstigen jüdischen Mitbürger eingeladen hat. Am Besuchsprogramm konnte Lilli Zapf zu ihrem Bedauern, altersbedingt und krankheitshalber, nicht mehr teilnehmen. Im April 1982 verlieh ihr die Stadt Tübingen die Bürgermedaille für besonderes bürgerschaftliches Engagement. Am 12. Dezember des selben Jahres ist sie im Alter von 86 Jahren gestorben.

Erst durch Lilli Zapfs Buch wurden die Folgen der Rassenpolitik der Nazis in Tübingen konkret und bis in die biografische Einzelheiten bekannt. Jahrzehnte lang war darüber geschwiegen worden. Das erste Mal überhaupt war in einem „Tagblatt“-Artikel vom 11. November 1965 ausdrücklich davon berichtet worden, dass es auch in Tübingen Juden gab, die Opfer von Verbrechen wurden. In einem

ihrer Briefe hat Lilli Zapf geschrieben: „Ich werde den Tübingern mit meiner Arbeit schon zeigen, was sie an ihren jüdischen Mitbürgern verloren haben.“

Das hat sie in der Tat getan, dafür sind wir sehr dankbar.